

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 85 (1998)
Heft: 11: Kritik als Text und Entwurf = La critique en tant que texte et comme projet = Criticism as text and design

Artikel: Stätten des Wahnsinns - Denkmäler der Vernunft : eine Ausstellung der Archives de la Construction Moderne
Autor: Grecuccio, Roberto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-64275>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von künstlichen Paradiesen

Ein Rückblick auf das 1. Architektur Symposium in Pontresina

«Wir sind schon im Paradies.» Nach drei Tagen intensiver Recherche auf dem Gebiet der «paradis artificiels» hätte man Libeskind's lakonische Bemerkung als ironischen Kommentar der Mühen von Architekten, bildenden Künstlern, Musikern, Filmern und Theaterschaffenden verstehen können, wäre Libeskind nicht der Schöpfer eines «Paradieses mit umgekehrten Vorzeichen», wie er das Jüdische Museum in Berlin im persönlichen Gespräch bezeichnete. Und mit Ironie würde Libeskind dem Beitrag Boris Slav Curics, der mit einer eindrücklichen Bilderfolge sein «paradise lost», das kriegsversehrte Sarajewo, beschwor, kaum begegnet sein. Und ebenso wenig mochte ihm der Sinn danach gestanden sein, den Titel des Symposiums «Les paradis artificiels» zu persiflieren. Libeskind's Statement wirkte eher wie eine Geste der Versöhnung nach den eher düsteren Perspektiven, die Referentinnen und Referenten malten.

Ausser Zweifel stand für ihn, dass die Architekten immer schon für sich in Anspruch nahmen, künstliche Paradiese zu schaffen: «Die Annäherung an eine nicht existierende Realität macht diese keineswegs unwirklich», erklärte er am Rande der Veranstaltung.

Libeskind war nur dank intensiver Bemühungen vonseiten der Symposiumsorganisation dazu zu bewegen gewesen, trotz seiner Erkrankung doch noch nach Pontresina zu reisen.

Denn illustre Figuren waren gefragt, um eine Art «Club of Rome für Architektur und Urbanismus», ein Pendant zum Davoser Wirtschaftssymposium auf dem Gebiet des Städtebaus, in Pontresina zu etablieren, wie es den Initianten vorschwebt. Schauplatz: das neue Kongresszentrum «Rondo». Titel: «Les paradis artificiels». Protagonisten (in der Reihenfolge ihres Auftretens): Hans-Jörg Ruch, Norman Foster, Harald Szeemann, Jeffrey Kipnis, Adam Page, Raoul Bunschoten, Sigrun Prah, Boris Slav Curic, Catherine Beaugrand, Jacques Herzog, Alejandro Zaera-Polo, Matt Mullican, Elisabeth Diller und Daniel Libeskind. Sponsoren: Geberit AG, Hilti AG, Schindler Aufzüge AG und Wood Industry of Switzerland.

Von «kleinen Paradiesen» am ersten Tag über «grössere Paradiese» am zweiten hätten Referate und

Diskussionen zu «Visionen und Utopien» am dritten Tag führen sollen. Doch dazu kam es (noch) nicht. (1999 ist eine Neuauflage geplant.) Obwohl man sichtlich erleichtert schien, dass, wie es Jeffrey Kipnis formulierte, die in Misskredit geratenen und geradezu tabuisierten Begriffe «Paradies», «Perfektion», «Utopie» wieder in ihr Recht gesetzt werden sollten. Doch die meisten Referate blieben zu sehr in der düsteren Rückschau oder in der Werkpräsentation stecken.

Eine Ausnahme war Harald Szeemann insofern, als er seine «Geschichte der Utopie im gesellschaftlichen Scheitern» in der Form einer Liebeserklärung an eine erkleckliche Zahl von Kunstwerken vor allem aus dem Umkreis der Expo in Sevilla darstellte. Die Werke seines künstlichen Paradieses kommentierte er so: «Ich liebe Komplimente, wenn sie übertrieben sind, ich liebe die Infragestellung statischen Besitzdenkens, ich liebe den Reichtum und die Vielfalt der Kulturen...»

Die Architektin Sigrun Prah hingegen stellte mit einem Vergleich zwischen den als künstliche Paradiese angelegten «shoppingmalls» nordamerikanischer Grossstädte und den neuen Kommerztempeln an der Berliner Friedrichstrasse dem urbanen Leben eine schlechte Prognose. Oder Adam Page mit einer Analyse der Stadtentwicklung Dresdens seit der Wende: Rekonstruktion der Frauenkirche, Restauration des Taschenbergpalais, Bau des World Trade Center II, Ausverkauf des Stadtzentrums. Der «Architektur nach internationalem Katalog», als welche er die Neubauten bezeichnete, setzt er «hybride Kolonien bestehend aus mobilen Arbeits- und Wohneinrichtungen auf öffentlichen Plätzen zur Belegung für kurzfristige Zeiträume» entgegen.

Kleine, anpassungsfähige Interventionen als Remedium für den städtischen Organismus? Norman Foster brach grossflächigen Implantaten anhand des Flughafens von Hongkong und des Berliner Reichstags eine Lanze. Ob das neue Organ akzeptiert oder abgestossen wird, hängt für ihn von der Sensibilität für den Kontext ab, mit der es eingepflanzt wird, wobei ökologische Kriterien Priorität haben.

Die Natur als Vorbild etablieren auch der Architekturkritiker Jeffrey Kipnis und Jacques Herzog. Kipnis, indem er den Fluss der Formen anhand von Unterwasseraufnahmen

eines Fischschwarms illustrierte. Dessen Zusammenballung zur Kugel, sein plötzliches Auseinanderdriften und neuerliches Finden im Kegel sah er in Bauten von Le Corbusier oder Frank Gehry reflektiert. Jacques Herzog berief sich auf die Wunder der Natur, wie sie der Silsersee hervorbringt: die durch die Wellenbewegungen des Sees zu perfekten (Silser-)Kugeln geformten herabgefallenen Lärchennadeln.

Referenz war vor allem den Architekten neben der Natur auch die Geschichte: die arabischen Gärten bei Jacques Herzog, die historischen Bauten Sarajewos bei Boris Slav Curic.

Und Libeskind postulierte im persönlichen Gespräch, Architektur kreierte immer einen Raum der Erinnerung, denn Erinnerung sei nicht nur Besinnung auf die Vergangenheit, sondern greife auch in die Zukunft. Er mutmasste, dass die neuen Kommunikationstechnologien diese Kontinuität aufbrechen würden, weil sie die Erinnerung virtualisierten, mithin verfälschten.

Dennoch fehlte es gerade in Matt Mullican's Referat, einer eindrücklichen Vorführung virtuell gestalteter, per Mausclick durchwan-

delbarer Räume, nicht an Erinnerungsfetzen, blendete er doch zunächst die Fotografien früherer Werke ein, die sich wie eine Ahnengalerie ausnahmen.

Doch wenn Kipnis' These zu trifft, gehört Figuren wie Mullican oder Catherine Beaugrand die Zukunft: «Der Filmemacher verdrängt den Wissenschaftler als beispielhafte Figur weit mehr, als der Wissenschaftler im 18. Jahrhundert den Priester ersetzte.»

Deren virtuelle Lebensräume indes – so spekulierte Herzog – dürften die kommende Generation derart langweilen, dass sie sich um des Nervenkitzels willen – das Fegefeuer herbeisehnen werde. Oder eine Reise auf den Mond.

Beaugrand bannt diese Vision auf Zelluloid: In Zusammenarbeit mit der NASA und dem japanischen Multi Obayashi realisiert sie das Filmdokument «Leben auf dem Mond»: Im Jahr 2005 werden die ersten Menschen ihre Ferien auf dem Mond verbringen. 2050 wird eine Stadt mit 10 000 Einwohnern errichtet sein.

Das wäre dann wohl das reine künstliche Paradies. Rahel Hartmann

Stätten des Wahnsinns – Denkmäler der Vernunft

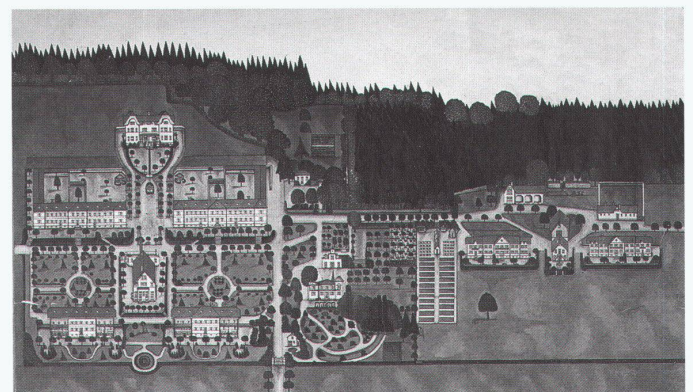
Eine Ausstellung der Archives de la Construction Moderne

Die Archives de la Construction Moderne (ACM), 1988 gegründet, sind Teil des Institut de théorie de l'architecture du Département d'architecture der EPFL Lausanne.

Unter der Leitung von Pierre Frey, Kunsthistoriker und Konservator, betreuen die ACM zurzeit 80 Archive, die der Öffentlichkeit mittels Ausstellungen und Veröffentlichungen vorgestellt werden. Die ACM

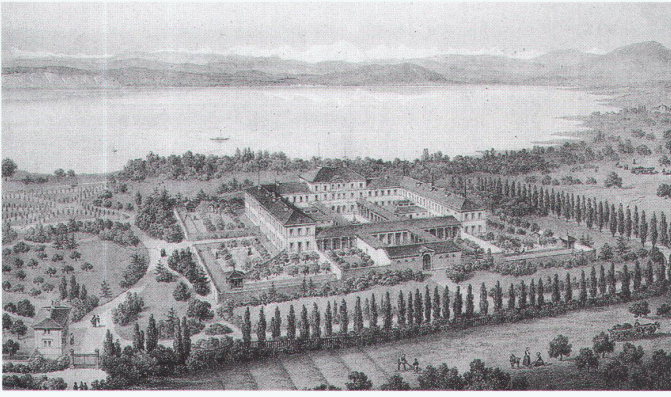
bieten ihre Dienste auch für historische Gutachten an und unterstützen den Unterricht an der Architekturabteilung der EPFL. Die Association romande des Archives de la Construction Moderne sowie die Fondation des Archives sind Partner der ACM und sichern die finanziellen Mittel.

Seit ihrer Gründung haben die ACM fünf Ausstellungen realisiert, die alle von gut dokumentierten Katalogen begleitet waren. Neben



Klinik Perreux, eröffnet 1897, von Auguste Ribaux. Goache von Gustave Borel, 1910.

Archiv Perreux



Klinik von Préfargier (NE), eröffnet 1848. Projekt des Architekten Philippon, realisiert von Louis Châtelain. Staatsarchiv des Kantons Neuenburg

der Ausstellung «Jardin de Papiers», die im Rahmen von «Lausanne jardins 97» durchgeführt wurde, waren drei weitere den Architekten Jacques Favarger, Jeanne Bueche und Mirco Ravanne gewidmet.

Für die Ausstellung «Lieux de folie – Monuments de raison», die diesen Herbst in Lausanne zu sehen war, hatten die ACM, in Zusammenarbeit mit dem Institut universitaire d'histoire de la médecine und dem Gesundheitsdepartement des Kantons Waadt, Catherine Fussinger und Deodaat Tevæarai damit beauftragt, eine Studie über Heil- und Pflegeanstalten für psychisch Kranke in der französischen Schweiz von 1830 bis 1930 zu erstellen.

Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden die ersten Anstalten zur Betreuung psychisch kranker Personen. Bisher meist unter einem Dach mit Vagabunden, Prostituierten und Gefangenen untergebracht, erfuhren die Geisteskranken nun eine differenzierte Behandlung, die auch zur Ausarbeitung eines neuen Architekturprogrammes führte. Zu erinnern sei hier an den berühmten Anspruch von Esquirol, einem französischen Irrenarzt, der in seinem 1818 dem französischen Innenminister unterbreitete Bericht erklärte: «Eine Irrenanstalt ist ein Instrument der Heilung; in den Händen eines geschickten Arztes ist dies das mächtigste therapeutische Mittel gegen die Geisteskrankheiten.» Die der Organisation, der Form und der Platzierung dieser «neuen Stätten» zugeschriebenen therapeutischen Vorteile erforderten eine enge Zusammenarbeit von Irrenärzten und Architekten. Die Frage war, welche architektonischen Modelle den Erwartungen der Ärzte entsprechen konnten. Studienreisen zum Besuch verschiedener Anstalten dieser Art waren ein beliebtes Mittel, um neues Wissen zu erwerben. Parchappe de Vinay, ein französischer Irrenarzt,

unterbreitete zum Beispiel bereits 1865 im Dictionnaire encyclopédique des sciences médicales eine Typologie von Irrenhäusern mit einer Bibliografie von mehr als 300 Titeln. Diese Klassifizierung erfasste einen grossen Teil der europäischen Länder sowie Nordamerika und wurde so schon bald zum unabdingbaren Nachschlagewerk. Die Schweiz wird darin durch die Irrenanstalten in der Waldau (Bern) und von Préfargier (Neuenburg) vertreten.

Das beim Bau eines Irrenhauses angewandte allgemeine Prinzip bestand zunächst aus der Isolierung des Gebäudes in einem ländlichen Gebiet. Man entfernte damit die Irrenanstalt – wie auch die Kranken, die man dem «gesunden» Sozialgefüge entzog – aus der Stadt, da sie dort aufgrund der öffentlichen Moral nicht erwünscht war. Zu dieser sozialen Massnahme gesellten sich Gründe der Gesundheitspflege, dachte man doch, die ländliche Umgebung sei gesünder und ruhiger und würde den Kranken somit weniger schaden. Auch finanzielle Gründe wurden angeführt, da Grundstücke auf dem Land weniger teuer waren.

Beim eigentlichen Bau der Irrenanstalten beruhte die Raumgliederung auf sozialen Kriterien: der Trennung von Männern und Frauen, Reichen und Armen, sowie dem tatsächlichen Krankheitszustand. Zu dieser Klassifizierung gehörte vor allem auch die mehr oder weniger ausgeprägte Unruhe der Kranken, die allen anderen Klassifizierungsmerkmalen voranstand. Das Verwaltungsgebäude, in dem der leitende Arzt wohnte, bildete das Herz der Anlage, von dem aus sich die Räume hierarchisch gliederten. Die Verwaltung und die Diensträume (Kapelle, Küche, Wäscherei, Heizung und Leichenschauhaus) bildeten sozusagen das Rückgrat der Anstalt. Auch die Gebäudeorientierung ist aufschluss-

reich: Die Räume, die sich nach Süden öffneten, waren den Reichen, den «Ruhigen» und der Verwaltung vorbehalten, während die nach Norden orientierten den Armen und Unruhigen sowie der Küche und der Totenkammer vorbehalten waren. «Die Irrenanstalt präsentiert sich so als Ensemble voneinander isolierter Quartiere mit ihrer jeweils spezifischen Kategorie von Irren» (Deodaat Tevæarai).

All diese Merkmale finden sich auch in den Anstaltsbauten der französischen Schweiz, deren Entwicklungsetappen die Autoren dieser Ausstellung mit viel Gespür nachzeichnen. Nicht zu vergessen ist, dass die Mehrheit der vorgestellten Irrenanstalten auch heute noch psychiatrische Kliniken sind. Zwischen 1838 und 1930 wurden insgesamt elf dieser mehrheitlich öffentlichen Anstalten in der französischen Schweiz eröffnet. Den meisten dieser Irrenanstalten lag eine rigoros symmetrische Anordnung zugrunde, wobei die Achse des Grundrisses theoretisch jeweils nord-südlich ausgerichtet war. Nach dem Vorbild vieler öffentlicher Gebäude jener Epoche wie Schulen, Kasernen oder Spitäler wurden auch die ersten Irrenanstalten als U angelegt und zeichneten sich durch den Versuch aus, trotz ihrer vielen unterschiedlichen Funktionen eine Einheit zu schaffen. Beispiele sind Les Vernets (1838, Genf), Préfargier (1848, Neuenburg), Cery (1873, Waadt) und Bellelay (1899, Bern).

Die Asyle von Marsens (1875, Fribourg) und Perreux (1897, Neuenburg) brachen diese U-Form dann auf. So lässt sich hier eine Reihe von strikt entlang des U-Modells angelegten Gebäuden erkennen, die aber dennoch freistehend konzipiert wurden. Die Vorteile einer solchen An-

ordnung stehen im Zusammenhang mit einer besseren Trennung der Kategorien, einer besseren Sonneneinstrahlung (der Hof ist nicht mehr ein umschlossener Raum) sowie einer Staffelung der Bauarbeiten über einen gewissen Zeitraum hinweg.

Die Irrenanstalt von Bel-Air (1900, Genf) bewahrt die allgemeine U-förmige Anordnung in einem gemischten System, wobei ein lang gestrecktes Gebäude die Verbindung zwischen zwei Flügeln aus freistehenden Pavillons sichert. Die etwas pittoresk anmutende Anstalt von Malévoz (1901, Wallis) schliesslich trug mit ihren frei über das hügelige Grundstück verteilten Pavillons der zunehmend lauter werdenden Kritik einer allzu symmetrischen Anordnung Rechnung.

Eine Fortsetzung dieser Studie anhand zeitgenössischer Beispiele wäre zweifellos aufschlussreich, vermag doch die Architektur der Kliniken viel über das Verständnis der Gesellschaft für und ihr Umgang mit psychisch Kranken auszusagen.

Die nächste Ausstellung der ACM ist Alphonse Laverrière gewidmet, einem Architekten, der einen bedeutenden Einfluss auf die Städte der französischen Schweiz hatte. Er war zudem Präsident und Gründer des Œuvre (Werkbund der französischen Schweiz), Direktor der Ecole cantonale vaudoise de dessin und Professor an der ETHZ.

Roberto Greucuccio

Catherine Fussinger, Deodaat Tevæarai, Lieux de folie – Monuments de raison. Architecture et psychiatrie en Suisse romande, 1830–1930, Lausanne, Presses polytechniques et universitaires romandes, 1998, 212 Seiten, 21 x 29,7 cm, sFr. 49.50.

Les Archives de la Construction Moderne EPFL/DA, Postfach 555, 1001 Lausanne, Tel. 021 693 52 07, Fax 021 693 52 88, <http://www.epfl.ch/info/recherche/acm>

Gruppenbild mit Damen

Das DAM Frankfurt zeigt Schweizer Architektur des 20. Jahrhunderts

1948 wurde die Buchmesse in Frankfurt am Main aus der Taufe gehoben. Nach 12-jähriger Nazi-herrschaft waren Bücher in Deutschland zu einem Lebensmittel geworden. Heute, 50 Jahre später, ist längst aus dem einstigen Lebensmittel «Literatur» amerikanisch geschmackloses «Fast Food» geworden. Auf der Buchmesse wird statt über Literatur nur noch über Geld geredet. Der homme de lettre steht nicht mehr im Dienst der Musen oder im Dienst des Vaterlandes,

sondern er steht im Dienst des Marktes – er, der Balljunge der Global-Players. Der Markt ist auf der Buchmesse der Hochaltar, auf dem der Gewinn, eingefriedet von den lettnerartigen Absatzzahlen, wie eine Monstranz gepriesen und angeboten wird. Was sich nicht prostituieren kann, den Musen dient und sich somit nicht rechnet – ja, das hat keine Chance.

Das fernsehgerechte Sich-Verkaufen-Können gibt die Gestaltung im politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Leben vor. Nicht mehr der lebendige Wein, der sich erst über die Gärung